

San Sebastián de la Gomera, 30. März

Mein Kopf ist die Hölle, in einer einzigen Nacht mit Bruno Händlmaiers tatkräftiger Unterstützung (ständiges Nachschenken bei noch halbvollem Glas) erbaut auf einem Fundament aus gut und gern zwei Litern Rotwein und einigen Gläsern Brandy aus Jerez.

Um den Schnee auf dem Pico de Teide vom Händlmaierbalkon aus zu sehen, muß ich den Höllenschädel etwa fünf- undvierzig Grad nordwärts drehen: Das tut weh. Lohnt sich aber, angeblich: Schnee auf dem Teide im Frühling soll ungefähr so häufig vorkommen wie Kettenpflicht auf Alpenpässen im Hochsommer.

Helga hat kein Testament hinterlassen, nur diese Promenadenmischung, mit der ich ab heute zweimal täglich Gassi gehen darf, und einen Brief für mich.

Bruno, der den kanarischen Rotwein (oder das Trinken überhaupt) besser gewöhnt ist, macht seit dem späten Vormittag allein weiter, wo wir letzte Nacht gemeinsam aufgehört hatten. Er fliegt morgen mittag für zwei Wochen nach Wien.

Ich, der ich mich eigentlich um Leben und Werk des verstorbenen Dichters Marcel Oppenheimer zu kümmern hätte, werde Händlmaiers Haus hüten bis zur glücklichen Rückkehr des Hausherrn aus dem Vaterland.

Übermorgen in vier Wochen wird der Tag des Marcel-Oppenheimer-Referats da sein (daran ist nichts mehr zu ändern) und mich, den Referenten, völlig unvorbereitet treffen (das ist leider vorherzusehen).

Marcel Oppenheimer und mein Vater, ist mir gestern vormittag eingefallen, als die ersten Takte des Donauwalzers aus dem Lautsprecher kamen und der Helgasarg im Boden zu versinken begann, sind ein und derselbe Jahrgang: 1932.

Daraus folgt: Marcel Oppenheimer war ein Affe, genau wie mein Vater.

Welch ein Glück im Unglück, meine Damen und Herren, liebe Volkshochschülerinnen und Volkshochschüler, werde

ich sagen, die Ehefrau im Boden versinken zu sehen und gleichzeitig den lang erwarteten ersten Satz des Vortrags im Kopf zu haben, den ich die Ehre habe, hier und heute vor Ihnen halten zu dürfen.

die Ehre habe halten zu dürfen ist vielleicht ein bißchen gespreizt ausgedrückt für ein Volkshochschulreferat. Besser und in gewisser Weise sogar eleganter wäre es, auf volkstümliche Art immer mehrere gespreizt klingende Wörter zu einem einzigen, verschlampt klingenden zusammenzustauen: *Habedeere Liebevoixhochschülarinn'n'schüla* etc. Ihnen hier und heute den ersten Satz meines klassischen Streichquartetts über den avantgardistischen Dichter Marcel Oppenheimer vorlesen zu dürfen. Er lautet: Marcel Oppenheimer war ein Affe, genau wie mein Vater.

2. Satz: Der Affe dichtet (*allegretto grazioso*)

3. Satz: Der Dichter bringt sich um (*andante moderato*)

4. Satz: Nachleben an Volkshochschulen (*andantino*)

Da ein fünfter Satz, wie wir alle wissen, gegen die Regeln des klassischen Streichquartetts verstieße, belasse ich es bei diesen vier Sätzen und rede mir ein, ich hätte Ihnen damit Marcel Oppenheimers Leben, Schreiben und Sterben, für das Sie sich erfreulicherweise zu interessieren scheinen, ein wenig näher gebracht. Es bedankt sich für Ihre geschätzte Aufmerksamkeit mit dem Ausdruck untertänigster Hochachtung Ihr gehorsamer Diener Franz Schlumberger.

31. März

Werde mich in acht nehmen müssen, um nicht ungewollt tatsächlich gegen die proletarische Etikette zu verstoßen, sollten irgendwelche Reste derselben im Schutz der Volkshochschulen den Untergang des österreichischen Sozialismus überlebt haben (immer *Guten Tag!* sagen zum Beispiel, niemals *Grüß Gott!*)

Selbstverständlich, werde ich sagen, hat das eine mit dem anderen nichts zu tun, trotzdem wird es in meinem Gedächtnis auf das engste miteinander verbunden bleiben: Das Versinken des Leichnams meiner Ehefrau im Boden des

Krematoriums mit dem Auftakt des Donauwalzers, der Auftakt des Donauwalzers mit der Erleichterung über die unverhoffte Erkenntnis, Marcel Oppenheimer, Jahrgang 1932, sei der chinesischen Astrologie nach ein Affe gewesen, genau wie mein Vater.

Wir haben scheinbar nichts miteinander zu tun, bleiben aber in Verbindung, spricht die versinkende Ehefrau zum Auftakt des Donauwalzers, der Auftakt des Donauwalzers sagt es zu Marcel Oppenheimer, Marcel Oppenheimer flüstert es meinem Vater ins Ohr. Mein Vater versteht ihn nicht.

Der Donauwalzer zur Einäscherung war Helgas eigener Wunsch, behauptet Herr Händlmaier. So wie ich sie gekannt habe, wäre sie ohne ihn aber gar nicht auf die Idee gekommen, einen derart absurden Wunsch zu äußern. Da es ihn offenbar freut und mir nicht mehr weh tut, wird sie sich gesagt haben, wünsch ich mir halt den Donauwalzer zur Einäscherung.

Ganz ähnlich, stelle ich mir vor, muß es seinerzeit dem Himmel mit den alten Chinesen ergangen sein. Da es den alten Chinesen anscheinend ein Bedürfnis ist, das geheime Strickmuster des menschlichen Schicksals zu entschlüsseln, wird der Himmel sich gesagt haben, tun wir halt so, als wäre es mein ausdrücklicher Wunsch, jedes zwölfte Jahr, das ins Land geht, zum Jahr des Affen zu erklären.

Die alten Chinesen, dem Wunsch des Himmels eingedenk, rechneten die Zwölferreihe hinauf und hinunter und kamen zu dem Ergebnis, es falle unter anderem das Jahr 1932 nach Christus, Marcel Oppenheimers und meines Vaters Geburtsjahr unter die Herrschaft des Affenhaften in der Welt.

Dazu paßt auf den ersten Blick, was der Dichter und Komponist Gerhard Rühm (Jahrgang 1930, ein Pferd) über seinen Freund Oppenheimer berichtet: *ich erinnere mich, schreibt er, dass oppenheimer, der sich betont modisch elegant kleidete und sich etwas distanziert gab, auf mich dandyhaft wirkte – was mir nicht zusagte.* Auch wenn man auf den zweiten Blick meinen könnte, es stünde das Dandyhafte der Schlange oder dem Tiger nicht weniger gut zu Gesicht.

Über meinen Vater, den Affen Franz Schlumberger senior kann ich aus eigener Anschauung berichten: Auch er zeigt sich auf alten Schwarzweiß- und ersten Farbfotos aus den späten fünfziger Jahren stets betont modisch elegant gekleidet, gab sich mir gegenüber immer etwas distanziert und schmiert sich bis heute täglich Brillantine ins Haar.

Bevor ihr nun zu murren beginnt, Genossinnen und Genossen, weil ihr euch fragt, ob ihr euer Eintrittsgeld für einen Vortrag über den Dichter Marcel Oppenheimer oder für haltlose Spekulationen über die Zuordnung des Dandyhaften in der chinesischen Astrologie bezahlt habt, bedenkt bitte: Es war die Euphorie des Referenten über das unerwartete Auftauchen des ersten Satzes seines Referats, die ihn übermütig werden und vom rechten Wege abkommen ließ. Wie er nun immer tiefer in den Wald hineinkam ...

Außerdem war ich mit dem Helgahund im Reisebüro heute vormittag. Früheste Rückflugmöglichkeit: 24. April. Wegen der übermorgen beginnenden und offenbar die längste Zeit nicht enden wollenden Osterferien. 24. April, das ist Samstag in drei Wochen, fast vierzig Jahre nach Marcel Oppenheimers Tod und nur fünf Tage vor meinem Vortrag über ihn.

1. April

Will ich die steil zum Himmel hinauftragende Klippe der Langeweile umschiffen ohne gleichzeitig vom Strudel des Alkoholismus erfaßt und hinuntergezogen zu werden bis auf den Grund der tiefsten Depression, werde ich mir eine Beschäftigung suchen müssen, die über das Biertrinken und Tagebuchschriften hinausgeht.

Also Tee trinken und einen Roman schreiben: Es begab sich, daß Franz Schlumberger, um nicht unfreiwillig unterzugehen, vorsätzlich schizophran wurde ... ungefähr in dem Stil. Er trat aus sich heraus, wie jeder Romanschreiber, ehe er mit dem Romanschreiben beginnt, legte den Flaschenöffner beiseite, schaltete den Wasserkocher ein und zwang sich zu

schreiben: Es begab sich, schrieb er. Was nicht einmal gelogen war. Denn irgend etwas begibt sich eigentlich immer.

Heute in aller Früh zum Beispiel begab es sich, daß besagter Franz Schlumberger, von den fixangestellten Spediteuren seines wechselhaften Geschicks auf die Kanareninsel Gomera verfrachtet, bei sich dachte: So kann es nicht weitergehen. Denn wenn es so weitergeht, das heißt, wenn ich jetzt schon, kaum aufgewacht, das erste Glas Bier trinke, lande ich gegen Mittag beim Wein, im Laufe des Abends beim Schnaps und innerhalb weniger Tage unfehlbar im Straßengraben der Inselhauptstadt.

Er legte also, so schwer es ihm fiel, das Tagebuch beiseite, schaltete den tragbaren Computer ein, kochte sich einen Kamillentee und schrieb:

Es begab sich im dritten Jahr des amerikanischen Kreuzzugs gegen die Schrecken des islamischen Terrorismus, als der verwitwete Lyriker und Kulturjournalist Franz Schlumberger (50) ungefähr dreißig Stunden nach einem Anruf seines ehemaligen Hausarztes Bruno Händlmaier (63) buchstäblich den Boden unter den Füßen verlor, indem er sich von einem Flugzeug des Typs Airbus 320 auf ungefähr 10.000 Meter Lufthöhe emportragen ließ, um die für 10 Uhr 45 Westeuropäischer Sommerzeit im Krematorium von Santa Cruz de Tenerife angesetzte Einäscherung seiner Ehefrau nicht zu verpassen.

Dringend erwartet hatte Herr Schlumberger zwei oder drei herzeigbare Gedanken über den Dichter Marcel Oppenheimer (vorgestern, spätabends), gekommen war (gleichfalls nicht ganz unerwartet) Dr. Händlmaiers Anruf.

Monatelang kein Lebenszeichen von der Ehefrau, dann das Aufleuchten des Namens *Händlmaier* auf dem Display des Mobiltelefons als Zeichen für die unmittelbar bevorstehende Verkündigung ihres Ablebens.

Ein Anruf des Liebhabers meiner Ehefrau, wird er vor versammelter Volkshochschülerschaft demnächst zugeben müssen, hat mir den kostbaren Vogel Oppenheimer scheu

gemacht gerade in dem Moment, in dem ich ihn ergreifen und für Sie einfangen wollte, meine Damen und Herren. Hier, zum Beweis, der leere Käfig.

Wir aber entziehen den ängstlich im Kreise gehenden, zwischen leeren Vogelkäfigen und entsetzten Volkshochschülern herumflatternden Schlumbergergedanken für einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit, wenden sie statt dessen der Figur Schlumbergers als solcher zu.

Wir erheben uns zu diesem Zweck über Franz Schlumbergers Haupt, gerade so wie Franz Schlumbergers Seele sich eines Tages vielleicht, vielleicht auch nicht über Franz Schlumbergers Leichnam erheben wird.

Nach oben abgeschlossen, geben wir zu Protokoll, wird die Figur Schlumbergers von einer sogenannten Halbglatze (d. h. einer maßlos gewordenen, weite Teile des Hinterkopfs bereits erobert habenden Stirn, die in wenigen Jahren sich auch noch des Nackens bemächtigen, also nahtlos in diesen übergehen wird).

Wären wir gefragt, welchem Tier Franz Schlumberger von oben betrachtet zu vergleichen sei, würden wir sagen, er gehöre am ehesten zur Familie der Beuteltiere. Nicht zum unentwegt in der Steppe herumspringenden australischen, sondern zum unauffällig in Flugzeugen, Kaffeehäusern oder Schanigärten herumsitzenden österreichischen Zweig der Familie, versteht sich. Ein Beuteltier, das von der Umwelt gefühlsmäßig vielleicht als Beuteltier wahrgenommen, tatsächlich aber ganz anders genannt wird: Mamas Liebling zum Beispiel, braver Mann, guter Lapp oder auch Bubi, Burschi Franzi etc.

Franzi Schlumberger also, ein guter Lapp wie auch schon sein Vater Bubi Schlumberger einer gewesen ist, sitzt angeschnallt und eingezwängt in einem Flugzeug, dessen Passagierraum wir aus unserer abgehobenen Perspektive als gut ausgepolsterten Beutel oder fliegende Gebärmutter wahrnehmen. Wobei das Bild von der fliegenden Gebärmutter, nebenbei bemerkt, nur das erste in einer langen Reihe gewagter Bilder ist, mit denen wir unseren Roman aus-

zuschmücken gedenken. Getreu unserer Auffassung, der Roman selber sei auch nichts anderes als ein imaginärer Passagierraum für den wirklichen Leser.

Majestät, hören wir uns im Geiste zum wirklichen Leser sagen, Ihr seid der unumschränkte Herrscher in diesem eingebildeten Passagierraum, sehen uns gleichzeitig niederknien und die fliegende Gebärmutter dem derart Umschmeichelten und Emporgehobenen als Gastgeschenk zu Füßen legen. Und für die unumschränkte Herrscherin, die Passagierin Leserin bleibt, falls sie mit fliegenden Gebärmüttern nichts anfangen kann, immer noch der Blick in Franz Schlumbergers Tagebuch:

Wien-Schwechat, 29. März, 4 Uhr früh

kritzelt, nein: malt Franz S. bedächtig Buchstabe an Buchstabe reihend in dieses sein Tagebuch (da ihm das Tagebuchführen von Anfang an auch tägliches Schönschreibexerzitium war) und gibt wahrheitsgemäß zu Protokoll, was vorletzte Nacht vorgefallen ist: Helgas Tod und Brunos Anruf. *Seltsam*, fügt er wahrheitswidrig hinzu, *der Frau mit der man lebt, mitteilen zu müssen, man sei soeben Witwer geworden.*

H., die Frau mit der ich lebe erscheint zum ersten Mal im März 1978 im Tagebuch. Sie ist damals identisch mit der real existierenden Freundin Helga K., der späteren Ehefrau Helga S. Wann und wie *H., die Frau mit der ich lebe* sich von der real existierenden Helga S. abgespalten hat, läßt sich im nachhinein nicht mehr feststellen. Sicher ist nur: Helga S. verließ im Frühjahr 2002 die eheliche Lebensgemeinschaft. *H., die Frau mit der ich lebe* verließ das Tagebuch nicht.

Seltsam, der Frau mit der man lebt, mitteilen zu müssen, man sei soeben Witwer geworden, notiert der Tagebuchschreiber heute früh um vier, fügt ein paar Zeilen später aber ausdrücklich hinzu, er lüge sich ins Tagebuch: *Er lügt sich ins Tagebuch, mein Kind*, schreibt er, sich gewohnheitsmäßig in den grammatikalischen Adelsstand der dritten Person Einzahl erhebend,

um der schriftlichen Umkreisung des eigenen Bauchnabels einen Anschein von ernsthafter Arbeit zu geben.

Angefangen hat diese distanzierte Haltung sich selbst gegenüber, dieses ständige *Er* schreiben, wenn *Ich* gemeint ist, als der jugendliche Lyriker Franz S. seinerzeit mit dem künftigen Romancier gleichen Namens schwanger ging.

Heute, da der künftige Romancier als Totgeburt irgendwo zwischen der späteren Berühmtheit und dem kommenden Reichtum im Gedächtnis des nicht mehr jungen, aber auch noch nicht alten Lyrikers begraben liegt, spielt notgedrungen das Tagebuch selber Roman. Eine Art romaneske Stegreifbühne, auf der das oftmals in mehrere dritte Personen aufgespaltene Schlumberger-Ich seine affenhaften Klimmzüge vollführt und weit und breit kein Leser, der ihm dabei zuschaut.

Mutter, ich schwebe! Ich muß ein Genie sein! soll der Lyriker als junger Mann alle Augenblicke ausgerufen haben. Und die Mutter, heißt es, habe ihn in dieser subjektiven Einschätzung nur bestätigen können.

Vater Bubi Schlumberger, ein Fleischhauermeister aus der oberösterreichischen Provinz, der es aus eigener Erfahrung hätte besser wissen müssen, stand abseits und hüllte sich in Schweigen aus Angst vor der mütterlichen Übermacht oder im Vertrauen auf die Schwerkraft der Verhältnisse. Auf die Dauer, wird er sich gesagt haben, hält mein Herr Sohn diesen unnatürlichen Zustand gewiß nicht durch: mit beiden Beinen über dem Boden zu schweben, mit der einen Hand in der Tasche der Mutter zu stecken, mit der anderen in derjenigen der Ehefrau und alle paar Jahre ein goldenes Ei, will sagen: ein Häufchen Lyrik dermaßen sorgfältig zu verlegen, daß es garantiert kein Mensch findet.

Die tote Zeit zwischen Dichten und Verlegen des Erdichteten benutzt Franz Schlumberger junior mit Vorliebe, um das Volk durch weltfremde Referate aus der Volkshochschule seiner Vaterstadt Linz zu vertreiben. Dieses Mal unter dem Motto: Werfen die astrologischen Untersuchungen des stadtbekanntem Lyrikers und Kulturjournalisten S. ein neues

Licht auf Marcel Oppenheimers berühmten Roman *Das zweite Gesicht*?

Geboren wurde Marcel Oppenheimer, wie er selber schreibt, am 17. Dezember 1932 cirka 10 Minuten vor Mitternacht im Sternbild des Schützen in Wien. Nur sechs Wochen vor der feierlichen Überreichung des Generalschlüssels zum großdeutschen Hühnerstall an Adolf Hitler, den Anführer der Fuchse, geboren am 20. April 1889 gegen 18 Uhr 30 im Sternbild des Stiers in Braunau am Inn. Im Jahr des Büffels nach der chinesischen Tierkreiseinteilung. Ein Herdentier also hier wie dort.

Marcel Oppenheimer, Schütze-Sonne und Jungfrau-Aszendent nach abendländischer Berechnung, war der chinesischen Auffassung gemäß ein Affe. Genau wie mein Vater, denkt Franz Schlumberger und schreibt gleichzeitig das nie zuvor gesehene Wort *Zweiunddreißigeraffen!!* in sein Notizheft. *Zweiunddreißigeraffen* schreibt er und setzt sofort zwei Rufzeichen dahinter, damit sie ihm nicht gleich wieder auskommen, diese offenbar unter Umgehung des Kopfes direkt aus dem Handgelenk über den langen Schatten des österreichischen Fuchses im großdeutschen Hühnerstall hinweg ins Notizheft hineingesprungenen Zweiunddreißigeraffen. *Marcel Oppenheimer, mein Vater, Tante G.* (vgl. *Hunderternägel, Achtundsechzigerveteranen etc.*), schreibt er und weiß, daß er in diesem Augenblick (29. März, 4 Uhr 25) bei einem Sonnenstand von 8° Widder und einem Tagesaszendenten von cirka 5° Wassermann beinahe den Durchbruch geschafft, zumindest aber einen Einstieg gefunden hat, einen Zugang zu den Ohren, womöglich sogar den lange gesuchten Generalschlüssel zur Aufmerksamkeit der oppenheimerinteressierten Volkshochschülerschaft seiner Vaterstadt Linz.

Marcel Oppenheimer war ein Affe, genau wie mein Vater, wird er sagen, wenn er übermorgen in vier Wochen vor die oberösterreichische Oppenheimergemeinde hintritt ... und eine kleine Kunstpause einlegen, um die Wirkung dieses Schlages in den Gesichtern seiner Zuhörer zu prüfen, ehe er

hinzufügt, von chinesischer Astrologie, die das Geburtsjahr Marcel Oppenheimers als Jahr des Affen ausweise, zwar keine Ahnung zu haben, mit dem Bild des kreischenden, sich von Ast zu Ast schwingenden, auf die Brust trommelnden Affen aber naturgemäß Wendigkeit, geistige Unverbindlichkeit, ausgeprägtes Angebertum zu verbinden.

Nein, *naturgemäß* würde er nicht sagen. Das Wort *naturgemäß* würde er sagen, sollte es ihm im Laufe des Abends gegen seinen Willen dennoch über die Lippen kommen, ist sensiblen Gemütern wie Ihnen, meine Damen und Herren, schon lange nicht mehr zumutbar. Es wurde durch inflationäre Verwendung vorsätzlich zu Tode geritten, das heißt zu einem persönlichen Markenzeichen herabgewürdigt von unserem endlos herumschwadronierenden Landsmann Thomas Bernhard, ein Wassermann wie meine Mutter, falls es sie interessiert, eine Ziege wie ich.

Davon abgesehen: Mit einem im Thomas-Bernhard-Stil hingerotzten *naturgemäß* wäre der tiefe Abgrund so oder so nicht zu überbrücken, der sich jetzt schon auftut zwischen der Vorstellung von den kreischenden Affen (Jahrgang 1932, 1944, 1956 ff.) und dem durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen Melancholiker Marcel Oppenheimer.

Das Bild des Melancholikers Oppenheimer, meine Damen und Herren, haben Sie vor sich, wenn Sie diese Fotografie hier betrachten (Franz Schlumberger zeigt der großen, mittlerweile in seinem Kopf versammelten Oppenheimergemeinde ein Porträtfoto ihres ganz in Schwarz gekleideten, ganz in sich gekehrten, scheinbar geistesabwesend zum Fenster hinausschauenden Lieblingsdichters).

Zuverlässiger noch als auf diesem Foto erkennen Sie den Melancholiker in Marcel Oppenheimer, wenn Sie sein Geburtshoroskop anschauen, errechnet nach der traditionellen abendländischen Methode (Er legt eine Folie mit Marcel Oppenheimers Geburtshoroskop auf die Glasplatte des Overhead-Projektors, worauf dieses an der Wand hinter ihm in seinem Kopf erscheint).

Ausdrücklich hinweisen, verehrte Freundinnen und Freunde der literarischen Moderne, möchte ich darauf, daß Sie durch

Anschauen des Horoskops an der Wand hinter mir bereits den ersten Schritt in die verkehrte Richtung tun: nämlich zurück ins Mittelalter. Wer seine Augen auf ein Horoskop richtet in der Hoffnung, von diesem Horoskop Auskunft über Leben und Werk eines vor vierzig Jahren freiwillig aus dem Leben geschiedenen Dichters zu erhalten, wendet damit zwangsläufig dem Projekt der Aufklärung und dem wissenschaftlichen Weltbild mitsamt der bahnbrechenden Erkenntnis, die Erde drehe sich um die Sonne, den Rücken zu.

Dieses bedenkend und die fortschrittlichen Ideale der Institution Volkshochschule über den Blick zurück ins Mittelalter nicht gänzlich vergessend, schenken Sie Ihre Aufmerksamkeit zunächst bitte der vertikalen Hauptachse des Horoskops: Das Sonnensymbol an ihrem unteren Ende markiert den Tiefststand der Sonne in der Nacht auf den 18. Dezember 1932. Dieser wiederum ist identisch mit dem von Marcel Oppenheimer selber angegebenen Zeitpunkt seiner Geburt.

Das untere Ende der vertikalen Horoskopachse, meine Damen und Herren, ist der Wegweiser in die Vergangenheit, der Hinweis auf die Herkunft, die rückwärts gerichtete Nabelschnur des Horoskopinhabers. Sie ist der Rand des Brunnens, in den die Stieftochter hineinfällt im Märchen von der Frau Holle. Wer seinem Wesen, das heißt dem Sonnenstand seiner Geburt nach am Rande des Brunnens sitzt, ist nach astrologischen Kriterien also nicht unbedingt der geborene Avantgardist. Ich gehe sogar noch weiter und behaupte das Gegenteil: Marcel Oppenheimer, behaupte ich, der sich als Avantgardist gebärdete und als solcher zur Ikone für viele verhinderte Avantgardisten wurde, einschließlich meiner eigenen Person, war im Grunde seines Herzens ein Heimatdichter.

Fragt sich bloß: Welche Heimat steht dem Heimatdichter Oppenheimer zur Verfügung, falls er es versteht, die im Horoskop dokumentierte Gunst der Geburtsminute zu nutzen?

Die Antwort, liebe Genossinnen und Genossen, finden wir gewiß nicht in der Realität, wo das gemeingefährliche Her-

dentier aus unserer schönen Bezirkshauptstadt Braunau keine sieben Jahre nach Marcel Oppenheimers Geburt Ernst machen wird mit der versehentlichen Auslöschung der Heimat durch vorsätzliches Anzünden weiter Teile der Welt. Die Antwort finden wir wie bei jedem im Sternbild des Schützen geborenen beim Jupiter (Franz Schlumberger zeigt mit dem Kugelschreiber, der als überdimensionaler Schatten an der Wand hinter ihm erscheint, auf den Planeten Jupiter in Marcel Oppenheimers Horoskop).

Der Jupiter, Sie können es deutlich sehen, steht ein paar Grad über der horizontalen Hauptachse des Horoskops, dem sogenannten Aszendenten. Wodurch unmißverständlich zum Ausdruck gebracht wird: Die von Jupiters Gnaden dem Dichter Oppenheimer zur Verfügung stehende Heimat liegt über dem Horizont, also außerhalb der Realität. Die eigentliche Heimat des Heimatdichters Oppenheimer ist das Jenseits, falls der Ausdruck gestattet ist.

Und wer mit dem Begriff Jenseits nichts anfangen kann, der werfe ersatzweise einen Blick aufs Meer, diesen aus Wasserstoff- und Sauerstoffmolekülen im Verhältnis zwei zu eins zusammengesetzten Spiegel des Jenseits, falls der Ausdruck gestattet ist.

Stellen Sie sich vor, meine Damen und Herren, falls Sie sich diese Vorstellung zumuten möchten, Sie säßen anstelle des geborenen Heimatdichters Oppenheimer am Rande des Brunnens, schauten hinein, erblickten das Meer und dächten sich nichts dabei, weil es dem natürlichen Daseinsgefühl eines am 17. Dezember kurz vor Mitternacht in Mitteleuropa Geborenen entspricht, am Rande eines unentwegt dahintreibenden Brunnens zu sitzen, darin das Meer und im Meer, je nach Wellengang mehr oder weniger verzerrt, sich selber zu erblicken.

Womit ich, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, angedeutet haben möchte: Einem Heimatdichter, dessen eigentliche Heimat das Jenseits ist, bleibt gar keine andere Wahl, als sich eine diesseitige Ersatzheimat zusammenzudichten aus nichts bestimmtem, das heißt aus allem möglichen, was an hellen Tagen seinen Kopf erleuchtet und in trüben Stunden sein

Herz beschwert, was ihm tagsüber vor die Augen kommt und nachts unter die Räder der Träume gerät.

Die Heimat, die einem fehlt, aus nichts besonderem und allem möglichen täglich neu zusammendichten zu dürfen, ist ein Privileg, meine Damen und Herren, das der Dichter Oppenheimer genutzt hat, um den österreichischen Roman neunzig Jahre nach Adalbert Stifters Tod mit dem *Zweiten Gesicht* noch einmal ganz frisch zu erfinden. Gleichzeitig ist es eine Zumutung, mit der er persönlich, wie wir im nachhinein wissen, nicht fertig wurde.

Ein blauer Himmel ins Grüne spielend zum Grauweißen hin, damit begann der Abend, der ganz unter Blumen verschwand, schreibt Marcel Oppenheimer ganz am Anfang seines berühmten Romans.

Mein Abend, denkt Franz Schlumberger, wird zweifellos im Gähnen der Volkshochschüler versinken. Jedenfalls scheint Herr P. diese Befürchtung zu hegen. Hätte er es sonst für notwendig befunden, mein astrologisches Steckenpferd vorzuspannen, um die Neugier des Publikums zu kitzeln?

Gleichzeitig notiert er im Tagebuch:

In Liebe und Dankbarkeit etc. nehme ich Abschied von Helga Schlumberger, meiner Ehefrau trotz allem ... Wenigstens diese Partezetteldichterei erspart man sich, wenn einem in weiter Ferne wegstirbt, wovon man sich im Lauf der Jahre angewohnt hatte zu denken, es sei einem das nächste. Mein besonderer Dank, hätte ich noch dazuschreiben müssen, gilt Herrn Dr. med. Händlmaier, der seiner langjährigen Arzthelferin Unterschlupf gewährte, als im Leben ihres Ehemannes kein Platz mehr für sie war.

Natürlich weiß er, daß es eines intelligenten Menschen unwürdig ist, sich derartig in die Tasche zu lügen. In Wahrheit, sagt er sich, ist es unwürdig und schlecht, beschämend und dumm, mir derartig in die Tasche zu lügen. Aber indem ich die Tasche anfülle mit meinen Lügen, bläht sie sich allmählich auf, trägt mich empor oder gibt mir, wenn sie mich schon nicht emporträgt, wenigstens das Gefühl, ein bißchen zu schweben. Bescheiden schwebt man, sage ich mir, aber man schwebt.

und wie es aussieht, sind wir doch nicht über die Obersteiermark, Oberkärnten, Oberitalien etc. geflogen, schreibt Franz Schlumberger mit der rechten Hand ins Tagebuch und streichelt mit der linken gleichzeitig über einen Bauch, der in seiner Vorstellung von sich selbst als körperliche Erscheinung nicht wirklich existiert.

Es ist die gleiche Art des gedankenlosen oder gedankenverlorenen Bauchstreichelns, die ich als junger, selber noch bauchloser Mensch bei meinem Vater beobachtet habe, denkt er, als er des eigenen Bauchstreichelns gewahr wird. Ich, Franz Schlumberger, 50, streichle über einen Bauch, den ich im Grunde als nicht zu meiner Person gehörig betrachte, und habe dabei das Bild des auf die gleiche Weise seinen Bauch streichelnden, höchstens vierzigjährigen Vaters im Kopf.

Die längste Zeit war der seinen Bauch streichelnde Vater ein fremder Kontinent am anderen Ende des Küchentisches gewesen, den zu erforschen oder ihm auch nur gesprächsweise nahezutreten der Sohn nicht die geringste Lust gehabt hatte.

Mit dem Gewahrwerden des eigenen Bauchstreichelns rückt der fremde, der immer noch unerforschte Vaterkontinent nun unverhofft wieder näher. Die Kontinentaldrift, scheint es, hat ihre Richtung geändert. Die linke Hand registriert das unterirdische Aneinanderstoßen der Kontinentalplatten als ein Streicheln über den eigenen Bauch und die Seele erschrickt, als die Augen das Bauchstreicheln bemerken.

*Abgeflogen und Aufgestiegen
in einer Maschine
des Typs Airbus 320
sitzt zur rechten Hand Lottes*

ihr Ehemann Heinz (kariertes Hemd, Hose mit Dehnbund und Hosenträger), sehen wir die rechte Hand noch hinschreiben (als hätte sie zu einem längeren Gedicht ansetzen wollen, dieses aus Mangel an Unterstützung durch den Kopf aber vorzeitig abbrechen müssen), ehe sie ihre Schreibbewegun-

gen vom einen Augenblick auf den anderen gänzlich einstellt wie auch die linke Hand ihr Bauchstreicheln gänzlich eingestellt hat, die Augen ihr Schauen, die Ohren ihr Hinaushorchen in die Welt. Der ganze Franz Schlumberger hat sich nach innen gekehrt, in den Schlaf hinein verkrochen und reitet dort drinnen sein Steckenpferd oder wird geritten von seinem Steckenpferd. Franz Schlumberger und sein Steckenpferd, die Astrologie, hört er Herrn Direktor P. in das überfüllte Zirkuszelt der Volkshochschule seiner Vaterstadt Linz hineinrufen, werden heute abend exklusiv für Sie das bisher für unmöglich gehaltene Kunststück versuchen, in nur einer Stunde gegen den Uhrzeigersinn um Marcel Oppenheimers gesamtes Horoskop herumzureiten. Die Sonne selbst, so stark sie ist, benötigt nicht weniger als ein ganzes Jahr für die selbe Strecke. Nicht zu reden von Marcel Oppenheimer selber, der sieben Jahre gebraucht hat, um nur ein einziges seiner zwölf Horoskophäuser zu durchqueren. Der Sieben-Jahres-Rhythmus, meine Damen und Herren, ist der Hauptrhythmus des Lebens, gleichzeitig der Rhythmus des Mondes, den Sie als Fluß dort hinten durch Marcel Oppenheimers elftes Haus fließen sehen, wenn Sie genau hinschauen.

7 Uhr 30

Europa sollte nun hinter uns, der Atlantische Ozean unter uns liegen, notiert der aus dem Zirkuszelt in die Flugzeugkabine zurückgekehrte, durch das Klappern des Kaffeegeschirrs, den Duft des Kaffees oder das Lächeln der Stewardess von seinem Steckenpferd heruntergeholte Träumer im Tagebuch.

Da wir schneller fliegen, als die Erde sich um sich selber dreht, fügt er eine Stunde später hinzu, sei es in Wirklichkeit nicht viel später als 6 Uhr 30, offiziell, also laut Westeuropäischer Sommerzeit aber immer noch oder schon wieder 7 Uhr 30. Sowohl offiziell als auch inoffiziell heiße das: noch andert-halb Stunden bis zur Landung auf Teneriffa. Zwei Stunden bis zur Abholung durch Bruno Händlmaier. Dreieinviertel Stunden bis zur Einäscherung dessen, was der Krebs vom

Körper der Ehefrau übriggelassen hat. *Die vom Krebs verschmähte Helgahülle*, schreibt er.

Das ist anmutig formuliert.

Trotzdem fragen wir uns:

Was hat die Welt
diesem jungen Mann
einstmals angetan
daß er sich neben ihr
eine zweite Welt hält

in Form dieses Tagebuchs, worin die entscheidenden Anrufe der Ehefrau und ihres Lebensgefährten einfach ausgeblendet sind. Kein Wort über den Ausbruch der Krankheit. Nichts über das bevorstehende, von der Todkranken selber auf Samstag den 27. festgelegte, vom Mediziner Händlmaier sicherlich professionell herbeigeführte Ende. Nichts über das eigene hilflose Herumzappeln im Internet beim Versuch, am Samstag den 27. einen Flug für Montag den 29. März zu bekommen. Statt dessen täglich ein bis zwei Anmerkungen zum Phantom *H., die Frau mit der ich lebe*.

Der Mann, der sich vorgenommen hat, Ihnen heute abend die Wahrheit über Marcel Oppenheimer zu erzählen, lügt sich selber mehrmals täglich ins Tagebuch, hätte Herr Zirkusdirektor P. vorhin im Traum ausrufen müssen, wenn er gewußt hätte, was er nicht wissen konnte. Betrachten Sie sich als gewarnt, meine Damen und Herren! Und haben Sie Mitleid mit einem bedeutenden Dichter, der sich selber nicht mehr wehren kann. Denn ich verspreche Ihnen sicher nicht zuviel, wenn ich sage: Gleich wird dieser in seinem Morast aus Tagebuchnotizen, Gedichten und Fernsplekolumnen hoffnungslos steckengebliebene Franz Schlumberger auf seinem Steckenpferd, der Astrologie, in die Manege geritten kommen, den armen Marcel Oppenheimer als wagemutigsten Grenzgänger, Grenzüberschreiter, Grenzpflockeversetzer et cetera der österreichischen Literaturgeschichte preisen und dabei fast unbemerkt sich selber die große Marcel-Oppenheimer-Tapferkeitsmedaille für unerschrockenes Einrennen seit Jahrzehnten sperrangelweit offen stehender Türen umhängen.

Franz Schlumberger, meine Damen und Herren, wird den verhinderten Avantgardisten in Franz Schlumberger feiern und nicht begreifen, was Marcel Oppenheimer tatsächlich anrichtete, als er am 10. Oktober 1964, ein Samstag wie der Tag seiner Geburt, den Gashahn aufdrehte: Er ließ den vorläufig letzten österreichischen Beitrag zur Weltliteratur, den wunderbaren Roman *Das zweite Gesicht*, unvollendet zurück. Naturgemäß, hätte ich fast gesagt, zeigten sich bald darauf diese morbiden, den Duft des weltliterarischen Anspruchs praktisch auf jeder Seite mit bisher nicht für möglich gehaltener Penetranz verströmenden Scheinblüten des großen Schwadroneurs Thomas Bernhard. Doch im Unterschied zu Marcel Oppenheimers *Zweitem Gesicht* wird dieses boshafte Geschwätz sich keine hundert Jahre halten, wenn Sie mich fragen. Aber mich fragen Sie ja nicht. Deshalb übergebe ich jetzt das Wort an den Referenten des heutigen Abends, diesen leider etwas zweifelhaften Artisten, Fernsehkolumnisten, Gedichteschreiber und neuerdings, wie wir hören werden, auch Hobbyastrologen Franz Schlumberger. Begrüßen Sie ihn mit einem warmen Applaus!

Franz Schlumberger reitet in die Manege des überfüllten Zirkuszeltens in seinem Kopf, genießt den warmen Begrüßungsapplaus, deutet eine Verbeugung an und sagt: Guten Abend. Mein Name ist Franz Schlumberger. Ich habe das zweite Gesicht ... (Gelächter bricht aus auf den billigen Plätzen der hinteren Ränge). Ich habe Marcel Oppenheimers berühmten Roman *Das zweite Gesicht* für Sie mitgebracht ... (das Gelächter springt über auf die besseren Plätze, schwillt in Sekundenschnelle an zu einem reißenden Fluß, überflutet die ganze Manege und schwemmt den Referenten aus dem Zelt hinaus, ehe er ein weiteres Wort über die Lippen bringt).

8 Uhr MESZ

notiert der künftige Referent, nachdem er die Sonne in ihrem scheinbaren Erdumlauf überholt und die Armbanduhr um eine Stunde zurückgestellt hat, in seinem Tagebuch.

Die längste Zeit kein Lebenszeichen von dir und heute auf einmal das Gegenteil davon: die Urne, Zeichen deines Ablebens.

Lüg dir nur fleißig hinein in dein Tagebuch, fügen wir an dieser Stelle hinzu. Wahr ist, daß du Wochen vorher schon weiche Knie hast wegen eines kleinen Volkshochschulreferats, das dieser Herr P. leichtsinnigerweise unter der Überschrift »Werfen Franz Schlumbergers astrologische Untersuchungen ein neues Licht auf Marcel Oppenheimers berühmten Roman *Das zweite Gesicht?*« angekündigt hat.

Nein, sehr geehrter Herr P., Franz Schlumbergers astrologische Untersuchungen werfen kein neues Licht auf Marcel Oppenheimers berühmten Roman. Sie werfen, wenn schon, ein uraltes, vor ungefähr fünftausend Jahren von den Babyloniern angezündetes Licht auf die Gestirnskonstellationen seiner Geburtsminute.

Von 1953 bis 1960 durchläuft das 1932 geborene Kind eine Phase verstärkter Lust an der Selbstdarstellung, denkt Franz Schlumberger.

Das hätten die alten Babylonier sicher anders ausgedrückt. Aber etwas Wahres scheint trotzdem dran zu sein, weil Marcel Oppenheimer in dieser Zeit häufig als Interpret eigener wie auch gemeinsam mit Freunden verfaßter Texte auf der Bühne steht. Ende 1957 beendet er seine bürgerliche Berufslaufbahn, übernimmt größere Rollen in kleineren Filmen, zu denen er selber die Drehbücher schreibt.

Im Dezember 1960 beginnt für das Kind, achtundzwanzig-jährig geworden, die fünfte Siebenjahresperiode seines Lebens. Es betritt, astrologisch gesprochen, das fünfte Haus. Dort hängt der schwere Hammer der Depression an der Wand in Gestalt des Planeten Saturn. Das Kind, nun endgültig kein Kind mehr, hat immer noch viele Freunde, die aber plötzlich alle unter einem Berg von Interessen verschwinden: Der erste wird schlagartig berühmt, der zweite schrittweise bürgerlich, der dritte läuft über in das anrühige Milieu der Journalismus, der vierte eröffnet eine Kneipe in Berlin.

Im vollen Bewußtsein, unter all den Begabten um sich herum der mit Abstand Begabteste zu sein, hat das ehemalige Kind sich vom bürgerlichen Ufer abgestoßen. Wie es

nun an die drei oder vier Jahre unterwegs ist und mitten im Fluß, kommen ihm die Freunde vom anderen, vom vermeintlich unbürgerlichen Ufer, dem es schlingernd, sich im Kreise drehend, aber voll der schönsten Hoffnungen zustrebt, der Reihe nach entgegen.

Ich habe das zweite Gesicht! ruft das ehemalige Kind seinen vorüberrudernden Freunden vom unbürgerlichen Ufer zu, weiß im Augenblick aber selber nicht, was am Ende daraus werden soll. Ein Roman vielleicht oder auch kein Roman. Auf alle Fälle etwas, das die Welt noch nicht gesehen hat.

Denn wäre *Das zweite Gesicht* etwas, das die Welt vor Marcel Oppenheimer schon gesehen hat, bräuchten wir hier und heute nicht darüber zu reden, könnte Franz Schlumberger nun seinerseits den vorüberrudernden Volkshochschülern entgegenrufen, hätte deren übertriebenes Gelächter ihn nicht vorzeitig aus der Manege geschwemmt. Die Manege im eigenen Kopf natürlich nur. Aber was denn sonst für eine Manege hatten diese Undankbaren erwartet bei einem Referenten, der mit beiden Füßen in der Luft schwebt und mit beiden Händen auf dem Boden seiner verpfuschten Existenz herumkrabbelt, nachdem die Taschen der Mutter und der Ehefrau, in denen sie die längste Zeit gesteckt waren, mit deren Ableben endgültig durchgerissen sind. Bildlich gesprochen. Realistisch ausgedrückt ist es mittlerweile

8 Uhr 45

Unser Kapitän Ziegerhofer (Ziegler-Kofler?), notiert Franz Schlumberger im Tagebuch, hat den Sinkflug eingeleitet ... Wir werden pünktlich sein. Der Nihilist Händlmaier hoffentlich auch.